

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

**Band:** 58 (2008)

**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler [Wolfram Pyta]

**Autor:** Altmann, Gerhard

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

als solches nur existiert, wenn man darüber spricht oder schreibt –, wobei Groebner einen eleganten Bogen von der «Erfindung» des Mittelalters durch die Humanisten bis in die Gegenwart schlägt. Sein Interesse gilt den wechselnden Bedeutungen, mit denen «das» Mittelalter jeweils beladen wurde, sei es als Abschreckung oder als Vorbild. «Rufschädigend» ist das alles natürlich nicht. Was dem Buch freilich vorausseilt, sind seine Provokationen, bei denen davon auszugehen ist, dass sie gezielt sind, so etwa, wenn in Bezug auf Traditionsunternehmen wie die Monumenta Germaniae Historica (MGH), die Regesta Imperii oder die Edition der Reichstagsakten, von deren zugegebenermaßen etwas altväterlichem Charme der Verfasser im übrigen nicht ganz unberührt geblieben zu sein scheint, von «beschützten Werkstätten» die Rede ist (S. 72). Abgesehen von der Bedeutung dieser «Werkstätten» für die Ausbildung der historischen Disziplin bewahren sie heutzutage ein – handwerkliches – Rüstzeug, dessen Erwerbung an den Universitäten alles andere als garantiert ist. Der Redlichkeit halber sei an dieser Stelle angemerkt, dass der Rezensent als derzeitiger Schweizer MGH-Mitarbeiter selbst als Gast in einem dieser Ateliers weilt.

Groebners Nadelstiche belasten das Buch unnötigerweise, da es sich als eine durchaus aufschlussreiche und – ein Wort, das in anderen Umständen vermutlich nicht gern gehört würde – unterhaltsame Lektüre erweist, die solcherart Sticheleien gar nicht nötig hätte. Nach seinem Husarenritt durch sieben Jahrhunderte Mittelalterkonstruktion, auf dem oft mehr angedeutet als ausgeführt wird, legt der Autor den Finger zu Recht auf einen wunden Punkt in jeder Mediävistenseele: den Bedeutungsverlust in den schulischen und universitären Curricula, mit dem sich die Mittelalterstudien an der Wende zum 21. Jahrhundert konfrontiert sehen. Allerdings hat dieser Verlust auch sein Gutes, zumindest wenn man die nationenbildenden und staatstragenden Funktionen bedenkt, mit denen die Mediävistik im 19. Jahrhundert befrachtet wurde und von denen sie heute weitgehend befreit ist.

So manches in Groebners Buch ist bedenkenswert, wenn auch vielfach nur kurz angerissen. Der in Form einer geistreichen Causerie gehaltene Text ohne Einzelnachweise, jedoch mit kapitelweise aufgeführten Literaturangaben liesse sich als Fortsetzungsfeuilleton in einer gehobenen Tageszeitung vorstellen, was ihm an sich nicht zum Nachteil gereicht. Jedoch treibt der Autor ein irritierendes Doppelspiel, indem er zwischen zwei Erzählperspektiven oszilliert: Von seinem Werdegang und seiner beruflichen Stellung her ist er Teil des akademischen «Establishments», posiert aber mitunter als Aussenseiter, was zu einer merkwürdigen Durchmischung von Innen- und Aussenansicht führt. Letztere tritt besonders deutlich hervor, wenn Groebner auf journalistische Weise anonymisierte Zitate von eigens dafür befragten Fachkolleginnen und -kollegen in seinen eigenen Diskurs einfließen lässt, was nicht ohne die Frage nach dem Mehrwert derartiger Versatzstücke geschieht.

*Georg Modestin, München*

**Wolfram Pyta: Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler.** München, DVA, 2007. 1118 S.

Warum sind heute noch Strassen in Deutschland nach Paul von Hindenburg benannt? Auch wenn kein Einvernehmen darüber herrscht, ob der greise Reichspräsident als hauptverantwortlicher Totengräber der Weimarer Republik gelten muss, gibt es doch wenig Zweifel daran, dass sich Hindenburg nicht jene Meriten verdient hat, die eine fortdauernde Benennung von Strassen und Plätzen nach ihm rechtfertigen. Sein kompromissloses Gebaren im Ersten Weltkrieg, seine Funda-

mentalkritik an der Friedensordnung von 1919 und sein zwielfichtiges Taktieren zu Beginn der dreissiger Jahre müssten genügen, um ihm besondere öffentliche Ehrerweise zu versagen. Zur demokratischen Traditionsbildung taugt er jedenfalls nicht. Wolfram Pytas Biografie Hindenburgs wirft nun ein grelles Licht auf dessen raffiniertes Wirken als «politische[r] Kulturmanager» (S. 61) in eigener Sache. Hierbei greift Pyta auf die Erträge der politischen Kulturforschung und Max Webers Legitimationstriade zurück und zeigt, wie sich Hindenburg über die Zäsuren der deutschen Geschichte hinweg als Nationaldenkmal mit schichtenübergreifender Strahlkraft zu profilieren wusste.

Nachdem der pensionierte General Hindenburg 1914 – keineswegs umstandslos – reaktiviert worden war, trug ihm das Oberkommando über die 8. Armee alsbald den einzigen glanzvollen Schlachtensieg ein, den das kaiserliche Heer während des gesamten Kriegs zu erringen vermochte. Als «Sieger von Tannenberg» avancierte Hindenburg zu einem Mythos, der in keinem Verhältnis zu seinen operativen Verdiensten als militärischer Stratege stand. Der Hindenburg-Kult, der sich in zahllosen Porträts, Publikationen und Fotografien niederschlug, spiegelte jene Sinnzusammenhänge wider, die der flamboyante Kaiser nicht zu bedienen imstande war. Der «Treuhandler des Geistes von 1914» (S. 113) und nervenstarke Feldherr drängte sich geradezu als Retterfigur auf in einem Krieg, der bereits Ende 1914 jegliches heroisches Gepräge verloren hatte. Hindenburg nutzte sein Charisma, um zusehends in politischen Entscheidungssituationen zu intervenieren. So ging die Entlassung von Generalstabschef Falkenhayn wesentlich auf Hindenburgs ganz unpreussisches Drängen beim Monarchen zurück. Auch die Verschärfung des U-Boot-Kriegs und die Abberufung des um einen Verständigungsfrieden bemühten Reichskanzlers Bethmann-Hollweg waren zuvörderst das Werk Hindenburgs. Seine geschichtspolitische Finesse offenbarte sich im November 1918. Um einen Konflikt zwischen Frontheer und den revoltierenden Truppen daheim zu verhindern, legte Hindenburg Wilhelm II. nachdrücklich das Exil in den Niederlanden nahe. Allerdings tat Hindenburg fortan alles, um seine Rolle als Triebfeder hinter dieser für die Hohenzollern fatalen Entscheidung zu verschleiern. Er liess die Mitwisser ein Protokoll unterschreiben, das Hindenburgs dubiose Rolle kaschieren sollte. Ohne grössere Sentimentalität verabschiedete er Wilhelm II. in den Fundus gescheiterter Monarchen und widmete sich fortan der geschichtspolitischen Pflege seines Status als Nationaldenkmal. Die Niederlage von 1918 prallte am höchsten Offizier des Reiches ab, ohne mythenschädigende Kratzer zu hinterlassen. Retrospektiv drängt sich der Eindruck auf, Hindenburg habe auf diese Weise die «Lücke zwischen Bismarck und Hitler» (S. 289) geschlossen.

Hindenburg blieb zunächst an der Spitze des Heeres und beriet in dieser Funktion auch die Reichsregierung, als diese 1919 über die Annahme des Versailler Vertrags entscheiden musste. Abermals verstand es Hindenburg, zwischen Scylla und Charybdis zu navigieren, sodass seine Reputation als Symbol nationaler Einheit keinerlei Schaden nahm. Denn zum einen machte er sich keine Illusionen über die Alternativlosigkeit einer Vertragsunterzeichnung. Alles andere wäre militärisch zu einem Vabanquespiel eskaliert, das mit der Besetzung ganz Deutschlands durch die Alliierten geendet hätte. Entsprechend äusserte sich Hindenburg auch gegenüber den verantwortlichen Politikern. Zum anderen distanzierte er sich jedoch vehement von dem Vertragswerk, das in seinen Augen ehrlos war.

Mit der Wahl zum Reichspräsidenten 1925, die Hindenburg nur zögerlich angestregt hatte, konnte der «Held von Tannenberg» seine historische Mission von

höchster Warte aus ans Ziel führen. Um dem «Geist von 1914» neues Leben einzuhauchen, bedurfte es einer «Volksgemeinschaft», die den Parteienhader hinter sich liess und nach aussen hin geschlossen nationale Interessen vertrat. Wie Pyta plausibel analysiert, agierte Hindenburg zunächst durchaus unparteiisch und vor allem ohne die in der Forschung oft gemutmassten reaktionären Souffleure. Als sich jedoch die Agonie der Weimarer Republik im Kontext der Weltwirtschaftskrise und nach dem Zerbrechen der Grossen Koalition 1930 dramatisch zuspitzte, drohte Hindenburgs Mythos als *pater patriae* an Glanz zu verlieren – und damit sein Projekt der «Volksgemeinschaft» an Schwungkraft. Denn nun musste der Präsident von seiner Strategie, zu «herrschen, ohne zu regieren» (S. 446), abgehen und sich in die Niederungen des politischen Tageskampfes begeben. Eher widerwillig trat er 1932 nochmals als Reichspräsident an, um in den folgenden Monaten mit seinem Herausforderer, Adolf Hitler, ein «Aktionsbündnis» (S. 823) zu schmieden. Beide trafen sich in ihrem Willen, dem Pluralismus der Weimarer Republik ein Ende zu bereiten und über den Weg einer politisch gleichgeschalteten «Volksgemeinschaft» Deutschlands Wiederaufstieg in den Kreis der Grossmächte zu betreiben. Pyta lässt keinen Zweifel daran, dass Hitlers Ernennung zum Reichskanzler – nach anfänglichem Zögern – Hindenburgs tief empfundener Überzeugung entsprang, nur die jugendliche Bewegung der Nationalsozialisten sei noch in der Lage, die innere Zerrissenheit Deutschlands zu überwinden. Am «Tag von Potsdam» fand dann gewissermassen die Übertragung des Hindenburg'schen Charismas auf den «Führer» des neuen Deutschland statt. Hindenburg selbst war indes froh, sich in seinen letzten Lebensmonaten wieder ganz auf die Wahrung seiner geschichtspolitischen Legende verlegen zu können.

Pytas Ansatz, die Biographie Hindenburgs aus der Perspektive der politischen Kulturforschung zu umreissen, leistet zweierlei: Zum einen erlaubt er einen neuen Blick auf die kontrovers diskutierte Motive, die Hindenburgs verblüffend bruchloses Handeln angetrieben haben. Zum anderen konturiert er scharf das Psychogramm einer Nation, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts offenbar nicht ohne nationale Retterfigur auskam und darüber die Kultivierung eines demokratischen Gemeinwesens ausblendete. Ein solcher Ansatz vernachlässigt dabei fast zwangsläufig die sozioökonomischen Verwerfungen, die das Ableben der Weimarer Republik beschleunigt haben. Allerdings begreifen Rezipienten dieses grossen Wurfes ohne weiteres, weshalb noch immer Strassen nach dem gewieften Geschichtspolitiker Hindenburg benannt sind. *Gerhard Altmann, Korb (D)*

Urs Altermatt, Franziska Metzger (Hg.): **Religion und Nation. Katholizismen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts.** Stuttgart, Kohlhammer, 2007. 255 S. (Religionsforum, Bd. 3).

Es ist unbestritten, dass die Zugehörigkeit zu einer Nation im 19. und 20. Jahrhundert der wohl stärkste Identitätsfaktor moderner Gesellschaften geworden ist. Zwar hat er heute an Ausschliesslichkeit eingebüsst, neueste Ereignisse zeigen aber, dass die Kraft des Nationalen ihre entwicklungsmächtige, aber auch zerstörerische Wirkung noch nicht verloren hat. Unbestritten ist auch die besondere Beziehung zwischen Religion und Nation: Sakralisierung des Nationalen; Nationalisierung religiöser Diskurse und Praktiken; Beitrag von Religionen und Konfessionen zur Nationsbildung; Gegensatz zum Nationalstaat und Förderung eines anderen, konkurrierenden Nationsmodells; Entwicklung von konfessionellen Sonder- oder Subgesellschaften in einem ambivalenten Prozess im Gegensatz zum